

Die Formen der Runkelrübe.

In der Saat- und Pflanzzeit wird dem Landwirt eine verwirrende Menge von Runkelrübenformen angeboten und empfohlen. Raum möchte man glauben, wenn man die Verschiedenheit der äußeren Formen, der Farbe, der Blätter und der Lönung und Verdicht des Fleisches vergleicht, daß man es hier mit derselben Pflanzenart zu tun hat. Und doch ist das der Fall. Wie alle so grundverschieden aussehenden Rübforten auf dieselbe Stammpflanze zurückgehen, die freilich mit den Kulturformen gar keine Ähnlichkeit mehr hat, so stammen auch alle Runkelrüben von derselben Stammform, mit der sie ebenfalls keine Familienähnlichkeit mehr besitzen, abgesehen von der unscheinbaren Blüte, die ja auch allen Rübforten gemeinsam ist. Diese Stammpflanze kommt in Deutschland nicht wild vor und ist hier auch niemals einheimisch gewesen. Es ist der wilde Mangold, der in den Mittelmeerländern sehr häufig zu finden ist. Von ihm stammen ab: der Gartemangold oder Römische Salat, der als Gemüse (so wohl die Blätter wie die Stengel) und auch als Salat



gegessen wird; die rote Rinde, rote Röhre oder Rote, deren dreifache Verwendung in der Küche bekannt ist; die Zuckerrübe und endlich die uns heute als Viehfutter unentbehrlich erscheinende Runkelrübe. Es ist für den Laien fast ungläublich, daß das alles dasselbe Gewächs seiner ursprünglichen Abstammung nach sein soll, und das Erstaunen würde wachsen, wenn man neben alle diese Formen die bescheidene Stammform, den wilden Mangold, halten würde. Denn dieser besitzt gar keine verdickte Wurzel und ist ein einjähriges Gewächs, während seine kultivierten Rübformen zweijährig sind, im ersten Jahre nur die verdickte Wurzel und Blätter treiben und erst im zweiten Jahre, falls man ihnen Zeit dazu läßt, die Blüten und die Früchte ansetzen.

Die große Formverschiedenheit dieser Rübten ist durch die Kultur entstanden und zum Teil zweckbedingt von Mäthern geschaffen worden. Die Anlage dazu war aber vorhanden. Klima und Boden haben die Zusammensetzung, denn die Runkelrübe, die im Altertum schon in südlicheren Ländern angebaut wurde, ist erst im Laufe jahrhundertelanger Wanderungen zu uns gekommen. Schon die Römer kannten verschiedene Sorten und gaben Anweisungen für den zweckmäßigen Anbau. Bei ihnen wurden die Runkeln im Februar in Beete gesät, später, wenn sie vier bis fünf Blätter getrieben hatten, in feuchtes, fettes Ackerland verpflanzt, nachdem man die Wurzeln mit frischem Dung überstrichen hatte. Am Ende des Mittelalters wurde diese Futterpflanze erst in Deutschland bekannt, nach England gelangte sie noch später. Darauf ist es auch wohl zurückzuführen, daß die Runkelrübe so viele verschiedene Namen besitzt, ja beinahe in jeder Gegend eine andere vollständige Bezeichnung hat eines in ganz Deutschland einheitlichen Gesamtnamens führt.

Schon in den Blättern unterscheiden sich die Sorten, noch mehr in ihrer Größe und Färbung, auch in ihrem Zucker- und Proteingehalt, am meisten aber, wie alle bekannt, in der Form. Unsere Abbildung gibt nur die verbreitetsten Formen wieder, es liegen sich deren aber noch viel mehr zusammenstellen. Die erste der abgebildeten ist die Walzenform, bekannt vor allem durch die Gedenkerer und ihre Rednerformen. Sief gebaut werden die Gedenkerer Gedenkerer, die Stachholderer Walzen, die Lammenderer, Rirkedes Ideal usw. Rechts davon sehen wir die sogenannte lange Flaschenform, nach der die Flaschenröhre benannt ist und zu der noch die Röhre, die Rammurrunfel, die gelbe Lurric, das Ruckhorn u. a. zählen. Die dritte, unten abgebildete runde Form eignet sich durch ihre Haltbarkeit vornehmlich für den Export. An letzter Stelle bilden wir die Kugelröhre ab, die wieder sehr zahlreiche Vertreter hat, unter denen die Beutenwäher und Fehndorfer als bekannt sind. Jede dieser Formen hat ihre Besonderheit und eine gewisse „Befeh“ gibt es nicht. Die Form entscheidet nur insofern, als man in flachgründigem Boden mehr aus der Erde herauswachsende, in tiefgründigem mehr in sie hineinwachsende Sorten bevorzugen wird. Wie fast über den Boden erhabene Formen sind auch da zu empfehlen, wo der Boden zur Verunreinigung neigt, da sie den Kampf gegen das Unkraut besser bestehen.

Kakaoschalen als Dünger.

Der Begründer der Kakaopflanzung, L. Ketchard, kaufte im Jahre 1817 das Rittergut Dersnow bei Polzenburg, um während der Kolljahre des Krieges der Arbeiterlosen des Reichardtwerkes die Müllabfälle, die ihr seit langem unentgeltlich verabreicht wurde, durch eigenen

Anbau von Kartoffeln, Gemüse usw. zu sichern. Das Landgut, wegen seines sandigen Bodens oft spöttlich „das fliegende“ genannt, war durch nachlässige Bewirtschaftung überhaupt und besonders durch Verweidung des Bodens so heruntergekommen, daß, besonders in Jahren mit regenarmen Frühjahr- und regenreichen Erntemonaten, nur je drei Zentner Roggen von einem preussischen Morgen (1/2 Hektar) geerntet wurden. Nach gründlicher Umquodung des Acker- und intensiver Bearbeitung mit Motor- und Dampfmaschinen wurden umfangreiche Düngungsversuche gemacht. Natürlicher Dünger war mangelnd, genügenden Viehstalles nicht ausreichend vorhanden; der Viehstand konnte nicht schnell auf eine angemessene Höhe gebracht werden, da die vorhandenen 1100 Morgen Wiesen nur saures, bläuliches und krautreiches Gras lieferten; landwirtschaftliche Sachverständige wußten keinen anderen Rat als den, künstlichen Dünger in großen Mengen zu streuen. Das wäre eine kostspielige und deswegen nutzlose Aufwendung gewesen, weil der magere Boden bei einer selbst nur mäßigen Dürrer keine Gewähr für genügende Abkömmlinge von Runkelrüben irgendwelcher Art bot.

Da unternahm es der Besitzer, die in seiner Schokoladenfabrik in großen Mengen freiwerdenden Kakaoschalen auf dem sandigen Ackerboden, im Gutzgarten, in den neu angelegten und mit Regenanlagen versehenen Obst- und Gemüseplantagen, bei Neuanpflanzungen in dem Forst und neben Kaff auf den sauren Wiesen als Dünger zu verwenden, entgegen der Ansicht landwirtschaftlicher Sachverständiger, die an einem Erfolge zweifeln, aber auf Grund eingehender chemischer Untersuchungen der Schalen auf ihren Stickstoff-, Fett- und Nährsalzgehalt. Die ersten schätzerischen Probeversuche zeigten, wie Prof. Dr. Riedel-Koch mittelst, zur Verwendung größerer Mengen, und bald war an einem vollen Erfolge nicht mehr zu zweifeln. Der Verwalter des Gutes, der Oberförster, der Obergärtner, alle waren in gleicher Weise von der ausgezeichneten düngenden und humusbildenden Wirkung dieser Kakaoschalen überzeugt. Die Wiesenstände, die Kakaoschalen erhalten haben, liefern einwandfreies Gras und Heu. Kakaoschalen sind als sonst wertloses Abfallprodukt in der Nähe von Schokoladenfabriken billig zu haben. Vielesicht zeigen die glänzenden Erfahrungen mit dem ungewöhnlichen Düngemittel den einen oder anderen unserer Leser, selbst einen Versuch, vielleicht zuerst in kleinem Umfange, vorzunehmen.

Ein Sadaufzug.

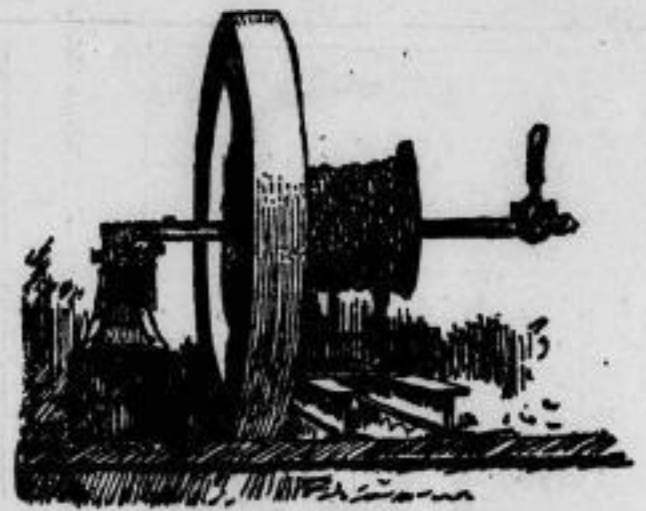
Eine der einfachsten „Mechanisierungen“ des landwirtschaftlichen Betriebes, zu der auch in der heutigen Notzeit die Mittel noch überall reichen müssen, besteht in dem Einbau eines Sadaufzuges auf dem Speicherboden. Das Tragen der Zweigeltnergetreidesäcke ist nicht nur eine schwere Arbeit, zu der man nicht immer die Leute zur Verfügung hat, sondern es erfordert auch viel Zeit, die gerade von kräftigen Arbeitern anderwärts besser ausgenutzt werden kann. Der Einbau des Sadaufzuges beansprucht wenig Raum. Er kann überall bewerkstelligt werden. Das einfachste ist natürlich eine Handwinde, die man mit so starker Überlegung wählen kann, daß jedes Kind zu ihrer Bedienung imstande ist. Natürlich spart diese einfache Einrichtung aber am wenigsten Zeit. Befindet sich der Speicher in größerer Höhe, so dauert es eine geraume Weile, bis ein Sack nach dem andern in die Höhe getrieben ist, und man hat nur den Vorteil, daß man hierbei keine wertvolle Arbeitskraft, sondern eine jüngere Kugel oder einen kräftigen Junger manuellen braucht.



Für das Ablassen der Säcke muß die Winde mit einer schließenden Bremsvorrichtung versehen sein, dann geht wenigstens dieser Teil der Arbeit sehr rasch vonstatten. Ganz anders stellen sich die Möglichkeiten dar, wenn man über eine motorische Kraft verfügt. Diese mag sein, welcherart sie will, man sollte immer eine Transmission in den Speicher legen. Die Vorteile machen die geringe Mehrausgabe so schnell bezahlt, daß man immer wieder erkennt, daß noch Vorteile zu finden, in denen die vorhandene Kraft noch nicht an den Speicher angeschlossen ist. Man hat dann die Möglichkeit, die Schrotmühle in nächster Nähe der Vorräte aufzustellen, so daß keine Verluste durch das Hin- und Hertragen entstehen. Ebenso vorteilhaft ist der Kraftbetrieb der Häckselmaschine: Insofern genügt eine Kraft zur Bedienung der Häckselmaschine fast ihrer zwei, und wenn man die Häckselmaschine auf einen Boden stellt, wozu man das Stroh leicht raten kann, während das geschnittene Häcksel dann gleich durch ein Loch im Boden an seinen künftigen Lagerplatz geleitet wird, so ist der Betrieb auch in dieser Hinsicht überaus einfach, sauber und materialsparend.

Eine an den Motor anzuschließende Aufzugsvorrichtung wird man sich nicht mit Hilfe eines Handwerkers selbst einrichten, sondern man laßt sich eine der bewährten Anlagen, die im Handel zu haben sind und die nicht sehr kostspielig sind. Nur eine solche kann man voll ausnützen. Mit ihr verbindet man die schweren Säcke tiefend in die

Höhe. Auch das Hinunterlassen kann sehr schnell vor sich gehen, da man es jeden Augenblick bestimmen kann, wenn man das Tempo kurz über dem Wagen oder in der Höhe des Stoßwerkes, in welches der Sack hineingezogen werden soll, verlangsamen will. Der den Aufzug bedienende Mann hat nämlich ein Bremsseil in der Hand, mit dem er die Geschwindigkeit reguliert. Je mehr er dieses Seil anzieht, desto schneller bewegt sich der Aufzug. Je mehr er nachläßt, desto langsamer geht der Aufzug. Läßt er völlig los, so steht der Aufzug auf die Sekunde still. Dieses Verfahren hat den Vorteil, daß durch Unachtsamkeit viel weniger Schaden angerichtet werden kann, als wenn etwa die Einrichtung umgekehrt wäre, so daß der Aufzug sich bewegen würde, wenn man das Bremsseil losläßt, wie es infolge Schwäche oder Unachtsamkeit der bedienenden Person vorkommen könnte. Auf die Kraft der den Aufzug bedienenden Person kommt es nicht an, da dieser dem Steuerseil gehört wie ein Pferd dem Jügel. Doch wird man mit Vorliebe eine ältere, gewöhnliche, achtsame Person mit dieser Arbeit betrauen. Schäden treten übrigens auch bei kleinen Unachtsamkeiten selten ein, wenn es aber der Fall sein sollte, dann



hat sie leicht zu beheben, denn der Hauptvorteil dieser Aufzüge ist neben ihrer Billigkeit ihre große Einfachheit, die jedem gewandten Handwerker gestattet, die vorkommenden Instandsetzungen sofort auszuführen.

Die Streu im Pferdestall.

Als beste Streu verdient die Roggenstrohunterlage, welche täglich erneuert werden muß, den Vorzug. Weizenstroh muß erst zwölf Monate ablagern, ehe es verwendet werden kann. Da es überhaupt viel Rasse aufnimmt und daher Kollit erzeugt, wenn es gefressen wird, verwendet man es lieber nicht. Hafer- und Gerstenstroh sind auch nicht besonders zu empfehlen. Haferstroh enthält den Bitterstoff Avenin; die Pferde lieben ihn sehr und fressen daher das Stroh unmäßig. Wird es in der Weile verwendet, daß es unter dem Roggenstroh liegt, so besteht wieder die Gefahr, daß es sich die Pferde aus dem Weile heraushehlen und fressen. Nicht selten ist Kollit die Folge davon. Roggenstroh lieben die Pferde nicht so sehr.

Eine gute Streu ist das notwendige Erfordernis im Pferdestall. Um sie herzustellen, bedarf es meist nur weniger Pfund Stroh täglich. Selbstverständlich müssen dazu die trockenen Reste der alten Streu Verwendung finden. Zu diesem Zweck muß frühmorgens der Stall sorgfältig gereinigt und die trockene Streu vom Mist getrennt werden. Dann breitet man die alte Streu sorgfältig und locker über den Boden aus und freut sich frische Stroh darüber.

Bei Strohangel wird auch häufig Lössstroh verwendet. Dieses ist gewiß empfehlenswert; namentlich bei schlechten Hufen sollte es immer benutzt werden, da es sehr elastisch ist und eine desinfizierende Wirkung hat. Auch bei Pferden, die gering Stroh fressen, ist es von Vorteil. Aber die Lössstroh hat auch ihren Nachteil. Im Sommer verursacht sie oft Staub, der Haut, Augen und Lunge schädigt.

Des Landwirts Werkbuch.

Düngung des Flaches. Da Stallmist das Feld sehr düngt, so wird Flachs als Nachfrucht einer stark gedüngten Vorfrucht angebaut. Nach der Boden bemucht gehängt werden, so fahre man im Winter dieses Flachs auf das Feld. Von künftigen Dünger rechnet man auf den Hektar 600 bis 1000 Kilogramm Kainit, 200 bis 300 Kilogramm 40 Kilo Kalksalz. Ferner bedarf der Flachs des Kaltes zum guten Gelingen.

Milchleistung und Milchleistung. Wenn man das Lebensgewicht und die Milchleistung der Ziegen im Verhältnis zu denen des Kindes vergleicht, so kommen wir für die Ziegen zu einem viel besseren Resultat als bei der Kuh. Nach den bekannten Durchschnittsberechnungen rechnet man das Lebensgewicht von zehn Ziegen ungefähr gleich demjenigen einer Kuh. Die zehn Ziegen fressen aber die doppelte Futtermenge einer Kuh. Die Ziegen erzeugen im Verhältnis zu ihrem Gewicht ungefähr das achtfache der Milch einer Kuh und verwerten das Futter etwas viermal besser. Innerhalb einer Weilerperiode liefert die Kuh ungefähr das fünf- bis sechsfache, eine Ziege aber das zwölf- bis zwanzigfache ihres Gewichtes an Milch. Dabei müssen wir aber berücksichtigen, daß diese Leistungen nicht von allen Ziegen erreicht werden, aber auch bei den Kühen ist das der Fall. Bei leichten Ziegen stellt sich das Verhältnis noch etwas günstiger als bei schweren. Damit wollen wir natürlich nicht der gar zu leichten Ziegen den Vorzug geben. 50 bis 60 Kilogramm schwere Ziegen mit 700 bis 900 Kilogramm Jahresmilch dürften der heutigen Nahrung lebendfalls am besten Rechnung tragen. Jeder acht gelassen ist hier, daß die Ziegen viel mehr Futter verbrauchen als die Kuh. Solche Rechnungen sehen am besten immer etwas anders aus als in Wirklichkeit. Die Erfahrung trifft das richtige Urteil: Die Ziegen für den Kleinbetrieb, vom Milchvieh an, so hat Ziegen zuzüchten.